

Bei denen am Rand

Freiwillig den letzten Platz teilen

Ursula Adams, Münster*

Von „denen am Rand“ ist heute immer häufiger die Rede, meist unter dem Sammelbegriff „Randgruppe“. Mit diesem Wort werden sehr komplexe Lebenswirklichkeiten höchst unterschiedlicher Menschen bezeichnet. Gemeint sind meist Obdachlose, Nichtseßhafte, Arme, Alkoholiker, Behinderte, psychisch Kranke, Drogensüchtige, Prostituierte, Vorbestrafte, Inhaftierte, Heimbewohner, alte Menschen, Ausländer, Asylanten.

Eines ist dieser Zuordnung gemeinsam: Sie erfolgt von außen. Sie ist (fast) nie eine Selbstbezeichnung, sondern stets eine Sichtweise, die nur aus einer Mitte kommen kann. Denn von einem Rand kann man nur sprechen, wenn es irgendwo eine Mitte gibt. Aber fast niemand entscheidet sich freiwillig für ein Leben in einer Randgruppe. Zwar ist es eine verbreitete Meinung, daß nur die Alten, die Kranken, die Behinderten, die Asylanten und die Ausländer durch unfreiwillige Zwangsläufigkeiten in eine Randstellung geraten. Bei allen anderen aber wird gewöhnlich vermutet, sie hätten ihre Randsituation entweder selbst gewählt oder nicht tatkräftig genug verhindert.

Mitte und Rand

In der Geschichte tauchen Aufteilungen der Gesellschaft in Mitte und Rand immer wieder auf. Schon Franziskus erkannte eines Tages in seiner Heimatstadt Assisi, daß es dort Menschen gab, die an den Rand verwiesen wurden: Aussätzige, körperlich Behinderte und dadurch Unansehnliche, Menschen, die sich ihr tägliches Brot durch Betteln beschaffen mußten, Arme jeder Art. Franziskus ist der erste, aus dessen Lebensbeschreibung wir wissen, daß ihn diese Erkenntnis vor eine Entscheidung stellte, die er in seinem Testament als seine Bekehrung bezeichnet hat. Er traf seine Wahl in absoluter Klarheit: Er ist nicht länger ein reicher Kaufmann, sondern ein Ausgeschlossener unter den Ausgeschlos-

* Am Elisabethtag 1985 hat die Verfasserin mit einer Mitarbeiterin auf Antrag von Stadtstreichern das Bundesverdienstkreuz erhalten.

senen. Er wird Armer unter den Armen, Verlassener unter den Verlassenen, Aussätziger unter den Aussätzigen. Als sich Gefährten einfinden, bekommen sie alsbald einen Namen, der den Wechsel des gesellschaftlichen Standortes bezeichnet: „Minderbrüder“. Der Biograph Raoul Manselli hält es für gesichert, daß dies keine Selbstbezeichnung, sondern eine akzeptierte Fremdbezeichnung war¹.

Bis heute gibt es immer wieder Christen, die sich freiwillig auf die Seite der Armen und an den Rand Gedrängten stellen, um ihnen zu bezeugen, was sie ihnen wert sind und was sie Gott wert sind. Die Motive, weshalb Menschen zu denen am Rand gehen, sind sehr unterschiedlich. Darunter sind stets einige, die das Ungewöhnliche suchen. Wenn es nur dabei bleibt, hält keiner lange aus. Die durchschnittliche Verweildauer von Sozialarbeitern und -pädagogen in Obdachlosensiedlungen ist ein Beispiel dafür: Ein Wohlfahrtsverband hat sie auf neun Monate ermittelt. Wer für länger bleibt, muß sich selbst mitbringen, und das bedeutet auch einen großen Ballast an Ärger, an physischer und psychischer Überforderung. Dabei kann man sicherlich, nach langer Zeit, auch seinen kostbarsten Lebensinhalt finden. Es sind immer nur wenige, die auf Lebenszeit bei denen am Rand bleiben. Je länger jemand bleibt, desto mehr gerät er für diejenigen aus dem Blick, die sich wieder in der Mitte ansiedeln. Dafür wird der Blick dessen, der die Konsequenzen der Randstellung auf sich sitzen läßt, schärfer. Er lernt mit den Augen derer zu sehen, die am Rand leben. Er kann nun klarer unterscheiden, ob andere nur reden oder ob sie die Konsequenzen einzuschätzen wissen. Und er entdeckt Verbündete, Menschen, die ebenso solidarisch bleiben. Er entdeckt sie an ihrem schriftlichen und mündlichen Zeugnis, auch an dem, was andere an ihnen rügen oder anerkennen.

Am Rand sieht das Leben anders aus als in der Mitte

Wer zu denen am Rand geht, bekommt auch Anteil an der Rechtlosigkeit, die die Armen so oft erdulden müssen. Wie sieht Rechtlosigkeit aus für einen, der gebildet ist und weiß, wie man zu seinem Recht kommt? Sie besteht darin, daß er sein Recht nicht wahrnehmen kann, ohne die Solidarität aufzugeben. Denn alle Angriffe, auch verleumderische bis zum Rufmord, treffen ihn, weil er schutzlos und angreifbar erscheint. Und er ist es tatsächlich, denn wenn er sich offen zur Wehr setzt, läßt er die allein, die eigentlich gemeint sind.

¹ Raoul Manselli, *Franziskus. Der solidarische Bruder*. Zürich 1984, 183.

Der Anteil an der Rechtlosigkeit ist eine Realität, darf aber nicht zur Selbstaufgabe der Freiwilligen führen. Jeder, der zu denen am Rand geht, braucht Beziehungen zu Menschen in der Mitte, die zu ihm halten. Wenn er auch die aufgibt, wird er die Zahl der Armen um eine weitere Person vermehren. Welchen Gewinn könnten die Armen davon haben? Sie haben weder Macht noch Einfluß zu vergeben. Sie können sich mit denen in der Mitte nicht allein versöhnen. Dafür braucht es Brückenbauer. Wer dazu bereit ist, sollte nie vergessen, daß Brücken von beiden Ufern aus gebaut werden.

Es ist ungewöhnlich, von einer Rechtlosigkeit zu sprechen, die Arme erleiden müssen, und noch ungewöhnlicher, dies auch auf die Helfer zu beziehen. Denn wir leben in einem sozialen Rechtsstaat. Aber das beste Grundgesetz der Welt, die besten Sozialgesetze wirken nicht aus sich heraus. Sie können ihre Zusage nur einlösen, wo Menschen dies wollen. Arme sind darauf angewiesen, daß sich Menschen finden, die ihnen zu ihrem Recht verhelfen wollen und dies auch sachkundig tun können.

Die am Rand werden zu Sündenböcken gemacht

In der Literatur zur Randgruppensituation und den besonderen Problemen dieser Existenz werden durchwegs andere Informationen und Erklärungsversuche in den Vordergrund gestellt. Was die Verurteilung derer am Rand angeht, so ist die Theorie von der „Sündenbockrolle der neuen Armen“² besonders verbreitet. Es ist richtig, daß die am Rand für manche Sünden anderer verantwortlich gemacht werden. Wenn z. B. im Umkreis einer Obdachlosen- oder Zigeunersiedlung Diebstähle vorkommen, dann fällt der Verdacht zuerst auf diese. Wenn irgendwo Schlägereien mit Bierflaschen stattfinden und dabei auch Fensterscheiben zu Bruch gehen, vermuten viele, daß Stadtstreicher die Täter seien.

Die Betroffenen berührt das wenig. Sie wissen aus Erfahrung, daß man ihnen alles mögliche Schlechte zutraut. Die Figur des Sündenbockes ist fast immer eine tragische. Der Sündenbock hat sich zu einer Begleiterscheinung unter Menschen entwickelt, die zu denen am Rand gekommen sind, um hier Helfer zu sein. Viele fühlen sich dabei als Opferseele, weil es ein Dienst ist, der von der Gesellschaft nicht wahrgenommen und darum auch nicht mit Anerkennung belohnt wird. Einige Mitarbeiter finden leicht Kontakt, anderen gelingt dies nur schwer. Unter

² Vgl. Horst Eberhard Richter, *Die Gruppe. Hoffnung auf einen neuen Weg, sich selbst und andere zu befreien*. Reinbek 1972, 197–204.

den letzteren sind oft solche, die sonst nichts im Leben haben und hier den Erfolg suchen, der ihnen bisher versagt blieb. Mitläufer brauchen nicht störend zu sein; sie werden es aber, wenn sie andere beneiden. Dann genügen nichtige Anlässe als Auslöser für schwerwiegende Konflikte. Was sich dann abspielt, kann mit dem Bild des Sündenbockes beschrieben werden: Ein Sündenbock ist nie der Sünder. Er soll fremde Sünden forttragen, am besten in das Niemandsland der Wüste, und da umkommen. Der Sündenbock ist zu einem Erklärungsmodell für Psychologen geworden.

Noch treffender scheint mir für den vorliegenden Zusammenhang die zeitlose Geschichte von Kain und Abel zu sein (vgl. Gen 4, 1–16). Was konnte Abel dafür, daß das Rauchfährchen seines Opfers senkrechter zum Himmel stieg als jenes von Kain? Er konnte diese Tatsache nicht zugunsten seines Bruders korrigieren. Kain hätte das erkennen können. Er zog es vor, seinen Bruder zu töten. So versuchen Menschen bis heute, ihre Konkurrenten bei einem opferreichen Dienst zu beseitigen. Ihr Dienst wird dadurch nicht besser. Diejenigen, denen er zugute kommen soll, erleben dabei nur, daß unter den Helfern auch Menschen sind, denen die eigene Ehre mehr wert ist als der Dienst.

Alle, die bei denen am Rand geblieben sind, kennen die beschriebenen Erfahrungen mehr oder weniger intensiv. Aber sie wissen auch: Es gibt kein Zurück. Sie können und wollen den Dienst unter denen am Rand nie mehr aufgeben. Das hängt sicherlich damit zusammen, daß sie Fuß gefaßt haben, und auch mit einer Erfahrung, die Franziskus in seinem Testament so beschreibt: „... was mir bitter vorkam, (wurde mir) in Süßigkeit der Seele ... verwandelt“³. Vor allem aber hält sie die Erkenntnis zurück, daß am Rand die „Hackordnung“ unter den Menschen noch erbitterter ist als in der übrigen Gesellschaft – auch bei den Helfern, ja besonders unter denen, die im Rahmen sozialer Programme tätig werden. Es sieht so aus, als gerieten viele unter den Zwang, einander weiterzugeben, was sie selbst erfahren. Konkurrenz zählt zum Üblichen unter Menschen; hier allerdings hat sie den bitteren Beigeschmack, daß nicht zugelassen werden soll, daß andere mit den unzähligen Problemen scheinbar besser fertig werden als man selbst.

Menschen, die Ungewöhnliches schlicht und scheinbar ohne Mühen tun, werden nicht selten viele Knüppel zwischen die Beine geworfen. Sie sollen stürzen, damit andere den Beweis haben, daß man es bei denen am Rand eben nicht lange aushalten kann. Und wenn sie über ihre ungewöhnlichen Erkenntnisse und Absichten auch noch sprechen, vielleicht

³ Zit. nach Manselli (s. Anm. 1) 42.

sogar schreiben, dann bleibt schließlich das zeitlose Urteil: „Die sind nicht normal; die gehören in psychiatrische Behandlung!“ Einem solchen Urteil schließen sich manchmal Menschen aus dem engsten Mitarbeiterkreis an. Daraus folgern Außenstehende für gewöhnlich, ihre Einschätzung sei zutreffend.

Wem solches widerfährt, der empfindet das als Ungeheuerlichkeit und als unverzeihliche Verleumdung. Die Geschichte kennt zwar bis zum heutigen Tag unzählige Menschen, denen es ebenso erging: die Propheten des Alten Testaments, Jesus, als er in der Synagoge seiner Heimatstadt Nazareth die großartige Stelle aus Jesaja vorlas (vgl. Lk 4, 18 f), und später Franziskus und viele andere. Immer wurde da etwas gesagt, das dem Traum aller Propheten entspricht und Hoffnung aller ist, die den Menschen wohlgesinnt sind – bis in unsere Tage: Jeder möchte den Armen und Leidenden die gute Nachricht bringen, den Blinden das Licht und den Gefangenen die Freiheit wiedergeben, es der Menschheit ermöglichen, in Frieden und Liebe zu leben.

Wer von so etwas spricht, erhält meist Zustimmung von vielen Seiten, allerdings traurige Zustimmung. Aber wenn es dann ins einzelne geht und die Menschen hören, für die Erfüllung all dessen komme es auf ihre Bereitschaft zum Geben, zum Teilen, zum Nachbar-Sein an, dann wird es vielen Hörern nicht selten zuviel. Unbequeme Mahner will man gern loswerden.

Wie kann man mit diesen Erfahrungen umgehen?

Man kann die Angreifer bloßstellen. Man kann Verleumdungsklage erheben. Man kann den Dienst aufgeben. Man kann krank werden... Franziskus lehrt eine andere Möglichkeit. Manselli berichtet von einem Brief des Franziskus an einen Mitbruder⁴. Dieser befand sich aufgrund von Schwierigkeiten, die Untergebene und andere ihm bereiteten, in einer schweren seelischen Krise. Franziskus befiehlt ihm im Gehorsam, jene zu lieben, die ihm dies antun, und zwar so, daß er nicht einmal wünsche, sie möchten bessere Christen sein. Er solle nur erdulden, was ihm zugemutet werde. Ein solches Denken ist die konsequente Umsetzung des Beispiels Jesu: „Vater, vergib ihnen. Sie wissen nicht, was sie tun.“ (Lk 23,34) Es ist vielleicht der einzige Weg, auf dem vermieden werden kann, daß die Armen schließlich die Folgen der Konflikte tragen müssen.

⁴ Vgl. ebd. 297 f.

Erlebnisse, die unter die Haut gehen

Es begann am ersten Schultag

Ich war krank gewesen und kam verspätet in die Schulklasse. Alle Kinder hatten feste Plätze. Nur ein Mädchen saß allein, und ich wurde auf den freien Platz neben ihr gesetzt. Meine Banknachbarin war drei Jahre älter als ich. Ich wunderte mich, daß sie vom Klassenpensum nicht mehr wußte als ich. Nach zwei Tagen hatte meine Mutter den Namen des Kindes in Erfahrung gebracht. Es war der einer bekannten Familie aus dem städtischen Barackenlager. Am dritten Tag wurde ich auf einen anderen Platz gesetzt. Das Mädchen blieb allein zurück. Ich empfand das als ungerecht und spüre den Stachel heute noch. Zwar war das Kind keineswegs nett und freundlich; keiner wollte mit ihm spielen. Aber jetzt schien es mir bestraft zu werden – meinetwegen.

Einige Tage danach sprach es mich an, ob ich eine Puppe zum Spielen hätte. Wir verabredeten ein Treffen in einer Ecke unseres Gartens. Ich brachte meine Puppen und viele Puppenkleider mit. Es macht kleinen Mädchen Spaß, Puppen immer neu herauszuputzen. So stellte ich mir unser Spiel vor. Es kam anders. Das fremde Kind konnte nicht verstehen, daß Puppen mehrere Kleider haben. Es besaß für sich nur das, was es gerade trug. Da keimte in mir eine erste Unruhe über ungleiche Besitzverhältnisse auf.

Ich habe dieses Mädchen nicht mehr lange gesehen. Vielleicht kam es in die Schule für Lernbehinderte. Aber sein Name zählt bis heute zu den einzigen drei Namen, die ich aus jener großen Klasse behalten habe. Später bin ich vielen Kindern begegnet, die ihm glichen: für ihre Klassen zu alt, immer störend, ohne Freunde – Obdachlosenkinder!

Wenn Obdachlose in den Kindergarten wollen

Nach dem zweiten Staatsexamen durfte ich für ein Jahr Praktikantin einer Sozialarbeiterin werden und beim Aufbau von Selbsthilfegruppen in einer Obdachlosensiedlung helfen. In der Siedlung lebten etwa 80 Familien mit ungefähr 500 Personen. Nach zwei Wochen erkrankte die Sozialarbeiterin an Gelbsucht. Der Arzt meinte damals: „Wenn Sie sich auf so ein Arbeitsfeld einlassen, dürfen Sie sich über eine Ansteckung nicht wundern.“ Ich stand allein mit fünfzig Kindern da, für die ein provisorischer Kindergarten in einer zur Verfügung gestellten Barackenhaltung organisiert worden war. Spielstube wurde er genannt, weil er den Normen für Kindergärten nicht entsprach. Es gab drei Räume (ca.

30 qm), eine Wasserstelle, Sammeltoiletten auf dem Hof. Zwei Mütter von Kindern waren als Helferinnen tätig.

Ratlos stand ich vor den Kindern. Ich war nie in einem Kindergarten gewesen und wußte nur, daß das Jugendwohlfahrtsgesetz das Jugendamt zur Aufsicht über solche Einrichtungen verpflichtet. Und darum meinte ich, wir müßten schließen. Wir luden zu einem Elternabend ein, bei dem ich mein Dilemma erklärte. Die Eltern beruhigten mich: „Das Jugendamt interessiert sich überhaupt nicht für unsere Spielstube!“ Für meine Ratlosigkeit wegen der Beschäftigung und Betreuung der Kinder hatten sie dagegen Verständnis. Viele wußten aus eigener Erfahrung, wie das ist, wenn man nichts gelernt hat und trotzdem Leistungen erbringen soll. Dafür zeigten sie sich höchst lebenspraktisch: Ich sollte zur Kindergärtnerin im nahegelegenen Pfarrkindergarten gehen und sie um Beratung und Anleitung bitten. Das leuchtete mir ein, aber ich wollte, daß mich die Mütter begleiteten, denn sie hätten Erfahrung im Umgang mit Kindern, ich nicht.

Da wurde mir beigebracht, was Vorurteile sind: Wenn Obdachlose in den Kindergarten wollten, würden sie gar nicht erst hineingelassen. Ich dagegen könnte mich vorstellen und meine Bitte erklären. Ich würde erleben, daß die Kindergärtnerin erfreut, vielleicht sogar stolz sei. – Genauso spielte es sich ab. Von diesem Tag an ging ich an jedem Spätnachmittag in den Pfarrkindergarten. Bereits am ersten Tag brachte die Leiterin in Erfahrung, daß ich nicht nur unwissend war, sondern auch keinerlei Bastelmaterial in der Spielstube vorhanden war. Fortan bekam ich an jedem Tag Material für den nächsten Tag und dazu die Erklärung für den Umgang damit. Ich ging zurück in die Spielstube, wo sich bald immer mehr Mütter einfanden, die das Buntpapier, die Farbstifte und die hölzernen Elemente bewunderten, die ich mitbrachte. Die Mütter und ich übten, und am nächsten Tag erprobten wir uns bei den Kindern.

Während dieser Zeit zog ein neues Selbstgefühl in die Siedlung ein: „Wir malen und basteln jetzt mit dem gleichen Papier und den gleichen Farben wie die Kinder im Pfarrkindergarten!“ Gleichzeitig wurden neue Ideen geweckt. An die Fenster kamen neue Gardinen mit Rüschen, und für alle Kinder wurden Spielschürzen genäht. Anderswo war das zwar längst abgeschafft worden, aber hier konnten wir die Kinder mit den bunten Kittelchen herausputzen. Kinder und Eltern waren stolz auf die neue Garderobe. Fotos wurden gemacht und in die Fenster geklebt, damit alle teilhaben konnten an diesem neuen Leben.

Und dann kam eine große Überraschung: Die Väter der Kinder hatten sich das Werk ihrer Frauen in der Spielstube sehr genau angeschaut. Jetzt wollten auch sie eigene Tüchtigkeit beweisen. Sie waren bei einem

ihnen vertrauten Benediktiner gewesen und hatten ihn gebeten, an Ostern mit allen Bewohnern der Siedlung Gottesdienst zu feiern. Er war darauf eingegangen, allerdings unter der Bedingung, daß auch am Gründonnerstag und Karfreitag Gottesdienst sei. Sogar ein Beichtangebot sollte es geben. Da begann ein Vorbereiten! Eine Katechese war angesetzt, aber dann zeigte es sich, daß fast alle Erwachsenen in ihrer Jugend in kirchlichen Erziehungsheimen gewesen und dort recht gut in die Heiligen Tage eingeführt worden waren. Einige schienen sich danach zu sehnen, endlich wieder die vertrauten Texte zu hören. Uns wurde bewußt, wie sehr diese Menschen auch in ihrer Gemeinde Randständige waren. Jetzt sollten sie nicht nur hören, sie sollten die Lesungen selbst vortragen.

Die erkrankte Sozialarbeiterin war inzwischen wieder gesund. Wir wurden auf einmal zu Mitarbeiterinnen in der Pastoral. Zwei Väter kamen mit einer besonderen Bitte: Ihre Söhne sollten Meßdiener sein. Ob wir ihnen das notwendige Latein beibringen könnten? Das Konzil war soeben vorbei. Die liturgische Sprache verzichtete jetzt auf Latein. Aber hier in der Siedlung war die Welt noch nicht soweit. Hier gehörten wenigstens einige Worte Latein in die Messe.

Was sich dann ereignete in der kleinen Spielstube und vor den offenen Fenstern, kann ich nicht beschreiben. Es waren Tage, die so sehr den Charakter der Erstmaligkeit hatten, daß jeder hineingenommen war. Später folgten noch weitere Festgottesdienste, alle in der kleinen Spielstube. Dabei entstand ein neues Zuhause für die Obdachlosen und auch für uns. Wir haben durchaus das Problem gesehen, das in dieser „Kirche der Armen“ neben der eigentlichen Pfarrkirche lag. Aber dort waren wir Ausgeschlossene, zumindest nicht Ernstgenommene. Dem wollten wir unsere zarte Blüte nicht aussetzen.

Das war vor zwanzig Jahren. Bis heute bestehen Verbindungen zu einzelnen Familien. Man muß ihnen nicht nachgehen. Diese Menschen finden selbst den Weg und stehen manchmal überraschend in der Tür. Und dann kommen Erinnerungen hoch: „Wissen Sie noch, damals...?“ Sie erinnern sich an Details, die wir längst vergessen haben.

Ich schrieb einen Bericht über das, was diese Menschen, denen niemand etwas zutraut, im Leben leisten und wozu sie fähig sind – mit Hilfe von außen. Es war der erste Bericht, der über das Leben von Obdachlosen und die Möglichkeiten sozialer Dienste veröffentlicht wurde. Man erklärte uns zu Fachautoritäten. Damit hatten wir nicht gerechnet. Wir hatten die Obdachlosen bekanntmachen wollen, nicht uns.

Peregrinus, einer von denen, die „Penner“ genannt werden

Er ist ein scheuer Einzelgänger, der die belebten Straßen der Stadt meidet. Sein bevorzugter Aufenthaltsort ist der Bahnhof. Dort kann er am leichtesten Fremdling unter Fremden sein. Sein Leben hat einmal ganz anders ausgesehen: Er war angesehen und geachtet. Ich wüßte dies nicht, wenn er mir nicht einmal unbeabsichtigt Gelegenheit gegeben hätte zu erraten, wer er einst war. Wir stellen nie die Frage nach dem Warum. So konnte erstes Vertrauen keimen. Das war vor Jahren. Eine sehr sensible Beziehung entstand, die seither nicht abgerissen ist.

Eines Tages erzählten andere Arme, die auf der Straße ihr Überleben suchen müssen, Peregrinus gehe Abend für Abend denen nach, die tagsüber in der „Szene“ vermißt würden. Dabei finde er manchmal Kranke, denen er Decken, Wäsche, warmes Essen aus einem Kloster besorge. Er habe schon oft einen ins Krankenhaus gebracht. Er finde auch andere, die sich einfach versteckt halten möchten. Auch diesen bringe er alles Nötige. Einmal habe ich ihn darauf angesprochen. Er wehrte ab. Das sei doch nichts... Aber dann berichtete er von einem Vorfall: In einem Hospital habe man ihn einmal nachts abweisen wollen, weil der Kranke „nur alkoholisiert“ wirke. Da habe er den Arzt an seine Berufspflichten erinnert. Das habe gewirkt.

Peregrinus – einer aus dem Gleichnis bei Mt 25,31–46. Alles hat er an sich selbst erfahren: hungrig, durstig, ein Fremdling, nackt, krank, im Gefängnis zu sein... Offensichtlich sind seine Augen dadurch geschärft worden, versteckte Not zu entdecken.

Es ist für mich nicht einfach, Peregrinus anzutreffen. Und wenn sich unsere Wege einmal kreuzen, dann ist es selten leicht, eine Aufmunterung zu finden und sie so anzubieten, daß er sie annehmen mag. „Ich schäme mich...“, eine oft gehörte Entschuldigung. So bleibt alle Hilfe immer nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Hier kann man lernen, dankbar zu sein, wenn Hilfe den Armen überhaupt findet und mehr noch: wenn sie angenommen wird⁵.

Seit Jahren feiern wir an den großen Festtagen des Kirchenjahres Gottesdienste. Die „Penner“ sind an der Gestaltung der Liturgie beteiligt. Dadurch wird das Beten und Singen zu einem sehr eigenen Ausdruck des Sprechens mit Gott. Ich sehe, wie Peregrinus die Vorbereitungen stets aufmerksam verfolgt, aber noch nie kam er zur Feier. Er ist einer von denen, die mich warten lehren.

⁵ Vgl. *Entschluß* 41 (1986) H. 2: Ich war obdachlos. Kirche für die Menschen.

Worauf es mir ankommt

Wer zu denen am Rand geht, unternimmt einen Dennoch-Dienst: gegen viel Widerstand, gegen viel Besserwisserei, gegen eigenes Versagen, gegen zermürbende Erfahrungen mit den Armen, gegen viele Meinungsverschiedenheiten unter denen, die hier hauptberuflich eingesetzt sind. Wie ist ein solcher Dienst dennoch durchzuhalten? Am besten fragt man diejenigen, die ihm über viele Jahre treugeblieben sind. Man kann Menschen treffen, die Gleichgesinnte gefunden haben, die in Gemeinschaft mit anderen helfen⁶, die Verbündete, auch Freunde gefunden haben. Es sind nie einsame Einzelgänger, für die dieser Dienst zu einer Lebensentscheidung geworden ist.

Was ist das, was Menschen so fesseln kann, daß sie selbst unter sich ändernden Lebensbedingungen dem Dienst bei denen am Rand treu bleiben – trotz Enttäuschung, Verleumdung, Verarmung und Verletzungen, die offene Wunden zurücklassen? Von manchen Psychologen kann man gelegentlich hören, das sei eine masochistische Lust an selbstauferlegtem Leiden. Ich denke, es ist ganz einfach eine Begegnung mit dem Leiden, das zum Menschsein gehört. Und ich glaube, hier gibt es eine Erfahrung, für die eine junge Richtung der Pastoraltheologie ein neues Wort gefunden hat: das Sakrament der Gottesbegegnung im Armen. Dieses Wort knüpft an das große Bild vom letzten Gericht an, das uns bei Mt 25,31–46 überliefert ist: „Was immer ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ (25,40)

Sakramente sind Geheimnisse. Geheimnisse muß man entdecken. Es mag Menschen geben, die das „Sakrament der Gottesbegegnung im Armen“ suchen und deshalb zu denen am Rand gehen. Ich kenne dort nur Menschen, die den Menschen gesucht haben bei denen am Rand und dabei eine Ahnung von Gott gefunden haben. Aus einer solchen Begegnung kann ein Mensch leben. Sakramente ereignen sich in der Kirche. Hier ist ihr ureigener Ort. Insofern ist es konsequent, wenn sich Christen aus Gemeinden aufmachen, um Kirche auch zu denen am Rand zu bringen. Es gibt heute Gemeinden, in denen die Hindernisse, die den Rand zum Rand machen, wie überbrückt erscheinen. Es ist ebenso konsequent, wenn Ordenshäuser ihre Pforten gerade für die Armen gastfreundlich öffnen. Ordensleute haben einen Beruf auf Lebenszeit. Wie sinnvoll ist es, wenn sie Kopf und Herz samt Zeit, Kraft und Nerven mit denen und für die teilen, die – wie viele Arme – auf Lebenszeit ohne Beruf sind.

⁶ Vgl. Ursula Adams, *Karriere nach unten. Ein Weg für Ordensleute und andere Christen*. In: *GuL* 52 (1979) 201–217, bes. 215f.